

# Galsan Tschinag

# Das geraubte Kind

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3740

Galsan Tschinag erzählt in seinem eindrucksvollen Roman eine alte, mündlich überlieferte Legende aus der Mongolei des 18. Jahrhunderts. Einfühlsam schildert er den Kampf der Tuwa-Nomaden um Selbstbestimmung und Unabhängigkeit und um das Recht, so zu leben, wie es von jeher war.

Der Nomadenjunge Hynndynn wächst bei Pflegeeltern auf, nachdem seine Mutter kurz nach seiner Geburt gestorben ist. Ihm wird von weithergereisten Fremden ein ungewöhnliches Schicksal prophezeit. Als siebenjähriger Knabe wird er aus seinem Land entführt. In China lernt Hynndynn von hohen Persönlichkeiten höfische Umgangsformen, verliebt sich in ein chinesisches Mädchen und kehrt schließlich als junger, verheirateter Mann in die Heimat zurück. Dort soll er als neuer Fürst des Stammes die chinesische Okkupation seiner mongolischen Heimat unterstützen. Aber der Tuwa-Stamm wehrt sich. Hynndynn ist hin- und hergerissen. Schließlich besinnt er sich auf seine Herkunft und nimmt den Kampf gegen die übermächtigen chinesischen Besatzer auf.

Galsan Tschinag (Irgit Schynykbaj-oglu Dshurukuwaa) wurde Anfang der vierziger Jahre als jüngster Sohn einer Nomadenfamilie der Tuwa in der Mongolei geboren. In den sechziger Jahren studierte er in Leipzig Germanistik und schreibt seitdem in deutscher Sprache. Im Jahr 2001 erhielt er den Heimito-von-Doderer-Preis. Im Suhrkamp Verlag erschienen bisher *Zwanzig und ein Tag* (st 2789) sowie die Romane *Der blaue Himmel* (st 2720), *Die graue Erde* (st 3196) und *Der weiße Berg* (st 3378).

Galsan Tschinag  
Das geraubte Kind

*Roman*

Suhrkamp

Umschlagfoto: Amélie Schenk

suhrkamp taschenbuch 3740

Erste Auflage 2006

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 3-518-45740-3

1 2 3 4 5 6 – 11 10 09 08 07 06

# DAS GERAUBTE KIND



## BESCHWÖRUNG DER GEISTER

*Richte dich auf, Tuwa. Reg dich und halt dich an mir fest, Mutter. Vollbring es, sei endlich einmal weise und stark wie anderer Wesen Mütter auch.*

*Wiege der Ahnen, öffne dich mir. Tu es zuliebe mir, den jedes dir zugefügte Leid verwundet und jede dir erwiesene Gunst wieder heilt. Du, von Tränen erweichte, von Blut erhärtete Erde, erschließe dich mir. Du von Pech ermatteter und erblindeter und doch immer wieder von Heil erquickter und erleuchteter Himmel, enthülle dich mir.*

*Erbört mich, Geister, und eilt herbei. Löst die Fesseln der Zeit, ihr Spuren. Sorg dich und steh mir bei, Geschichte. Erbebt mich, ihr alle, und tragt mich fort, fort.*

*Denn wagen will ich es. Will das Biest Vergangenheit aufspüren und vom Tod erwecken. Will ihm in den Rachen steigen, durch den Schlund in den Bauch schlüpfen und ihm die Gedärme aufstülpen. Will dem Biest Vergesslichkeit ans Fell rücken, die verkrustete Haut aufreißen und abziehen. Will das Biest Duldsamkeit an Haar und Obr packen und es niederwerfen. Will ihm die Blöße abtasten und die Angst samt Eiern und Eierstöcken herauswürgen. Will dem Biest Lüge die Stirne bieten und das spröde Siegel über der mäusefeigen, läusekleinen Seele des rundschädelligen, stelzbeinigen Ungeziefers sprengen.*

*Will der wackeligen Hütte der Geschichte, dem Gespinst käuflicher Hirne unter dem Schwert Bemächtigter, Zunge und Fäuste zeigen. Will gegen sie anrennen, sie umstoßen, niedertrampeln und neu errichten. Will einen neuen, meinen Owoo anlegen, auf dass er zu einem Hügel anwachse, und weiter so herrlich und hoch wie der Hobe Altai, ja wie der Weltenberg schlechthin: in ihm, in euch und in mir. Will opfern, damit mein Hiersein gerechtfertigt und das, was mir zugefallen, begründet ist. Will es erreichen, oder ich will –*



## VOM SANDKÖRNCHEN ZUM STEIN

Der Erstlingsmond des Jahres der Schwarzen Maus, woanders auch in der Zahl 1732 untergebracht, war schon im Abnehmen begriffen, war am unteren Rand abgewetzt, hüpfte nun, holpernd und stürmisch, über zerfetzten und wimmelnden Wolken. Unter dem ovalen Mond, der löchrig und brüchig wirkte, und unter den Wolken, die flüchtenden, auseinander stiebenden Herden ähnelten, lag, fern und fahl und stumm, der Altai mit seinen Bergen, Steppen, Wäldern, Seen und Flüssen, erstarrt unter dem winterlichen Schild aus Eis und Schnee.

Weit und breit herrschte Stille, bis auf ein gedämpftes, dunkles Getrommel irgendwo an einem Zipfel des gewaltigen Raumes. Es dröhnte ab und an und verstummte, sobald eine kindlich helle, kläglich einsame menschliche Stimme ansetzte. War es gesungen, geheult oder gar gebellt?

Düng ...

düng ...

düng ... düdüng ...

Taub hab ich mir, ach,  
die DÜNGGÜR geschlagen.

Heiser hab ich mir, weh,  
die Kehle geschrien.

U-aak ... u-aak ... u-aak ...

hau-hau ... hau-hau ... hau-hau ...

uu-uuuj ... uu-uuuj ... uu-uuuj ...

Das war eine Schamanin, die DÜNGGÜR in der Hand und angesichts einer Spitzhütte. Bald trat sie ein, ließ das leichte Holzgerüst knarren und krachen, bald trat sie hinaus, stand schwan-

kend eine Weile davor, breit und zottig, ehe sie die Verfolgung wieder aufnahm, der ihr ganzes Sinnen und Trachten zu gelten schien. Von ihr ging ein Wind und ein Geklirr aus: von dem reichlich befiederten und bebänderten Harnisch und der Vielzahl von Anhängseln, den eisernen Nägeln, Ringen, Glöckchen sowie den Reißzähnen, Krallen und Schnäbeln vom Wild der Erde und vom Geflügel der Lüfte.

Zu der Zeit hantierte in der Nähe ein anderer Mensch, eine Frau. Sie gab Acht auf die Schamanende, führte ihre Anweisungen aus und kümmerte sich um das Feuer in der Hütte. Die Frau schien alt und erschöpft. Doch mühte sie sich ruhelos und unerschütterlich ab. Da geschah, dass die Schamanende inmitten der müden, eintönigen Anrufung mit einem Mal einen gellenden Schrei ausstieß, die Dunggür schmetterte, und sie schnellte wie von selbst davon. Die andere versuchte ihr zu folgen, verlor sie aber bald aus den Augen, das Gedröhn, Geklirr und Geplapper vernahm sie jedoch noch eine ganze Weile. Zudem kam es ihr vor, als läge ein dumpfes Hufgetrappel in der Luft.

Sie begriff die Sinnlosigkeit ihres Tuns und wollte zur Spitzhütte zurückkehren. Da stand eine Jurte, es war die ihre, und links daneben erhob sich der Dunghaufen. Sie hockte sich nieder, breitete den Tonn-Schoß aus und häufte vornüber gebeugt und beidarmig so viel Dung darauf wie gerade Platz fand. Dann erhob sie sich schwerfällig, und ihrer Brust entfuhr ein leiser, dumpfer Heullaut.

In die Hütte zurückgehumpelt, bemühte sie sich um ein neues Feuer. Während sie mit einem steinharten, raureifüberzogenen Fladen die Asche aus- und die Glutreste aufeinander schob, eine Krume zwischen drei Fingern zerrieb und damit das helle Häufchen fütterte und um dieses herum eine kleine Mauer aus lockeren, trockenen Brocken aufschichtete, hielt sie wieder und wieder inne und lauschte in die nächtliche Bergsteppe hinaus. Nichts war von dort zu hören, umso deutlicher hörte sie aber von nebenan, in greifbarer Nähe, ein dumpfes Stöh-

nen und ein helles Schmatzen. Indes fraß sich die Restglut weiter, fing mit einem Mal Feuer und warf Flammen auf, die das Innere der Hütte erhellten.

Ein reichliches Dutzend langer, mittelstarker Weidenstreben, oben zusammengeschnürt und unten zu einem Kreis auseinander gespreizt, und dieses Gerippe mit dem nächsten Lump bedeckt – das war sie, die Behausung, in die alle Frischvermählten einzuziehen pflegten, zunächst. Nur die wirklich Armen und krankhaft Faulen lebten bis zum Lebensende in ihr. Sie wurde in der Regel so bald wie möglich durch eine Jurte ersetzt, für die man allerdings selbst aufzukommen hatte. Die Hütte hier war eine uralte, war rußgeschwärzt und zerlumpt, war das Elend selber. Wie viele Menschenkinder darin schon gehaust hatten, mochte allein der große Himmel wissen. Und die jetzigen Bewohner waren es, die da stöhnten und schmatzten; es waren eine junge Frau und ihr frisch geborenes Kind. Dieses lag, in einen Fetzen Fell gewickelt und noch mit manchem Lumpen zugedeckt, gegenüber der Tür, mit dem Kopf zur Mutter und lutschte kräftig an einem Batzen Schafschwanzfett, das aus dem Mund herauslugte, dabei durch den Schatten riesig wirkte und das winzige, wundhafte Gesicht mit den fest verschlossenen Augen fast gänzlich bedeckte. Und eine Elle weiter, die ganze linke Seite der Hütte einnehmend, lag sie, die Mutter. Sie lag ausgestreckt auf dem Rücken, das vom schwarzen Haar umfasste, rundliche Gesicht war totenbleich. Sie hatte nach der Niederkunft das Bewusstsein verloren und es seitdem nicht wiedererlangt. So lag sie in der dritten Nacht. Dabei hatte sie sich anfangs gerührt, auch Laute von sich gegeben, war aber dann von Stunde zu Stunde immer träger und stiller geworden. Nun rührte sie sich längst nicht mehr, glich einem werdenden Felsen. Auch hatte sich die Blutlache, in der sie lag, längst abgekühlt und dampfte nicht mehr.

Unterdessen tobte draußen in der dämmerig grauen, winterlich kalten Steppe unter dem wechselhaften Kampfspiel von

Mond- und Sternenschein und Wolkenschatten die Schamanin. Sie jagte, bald schreiend, bald krähend, dann aber auch, einer tollwütigen Wölfin gleich, kläffend und heulend, Wesen hinterher, die sie wohl sah und von denen sie meinte, diese steckten hinter dem Übel, das die Wöchnerin befallen hatte. Und wie sie tollte und tobte, krähte und kreischte, hatte sie die Müdigkeit und die Heiserkeit, gegen die sie noch vor nicht allzu langer Zeit anzukämpfen hatte, überwunden – so wie der Urschamane beim heiligen Urmal die Angst überwunden und es gewagt haben musste, sich selber zu entzünden und, einer lohenden Fackel gleichend, den Artgenossen, jener Herde von bangenden Zweibeinern in der Höhle, voranzugehen und diese durch die Finsternis der Nacht und der Unwissenheit zu führen.

Also leistete sie ehrliche, ja heldenhafte Arbeit. Das wenigstens konnte gesagt werden von ihr, denn sie war keine andere als die im Volksgedächtnis immer noch feststeckende wunderbare Ökpesch, die mit dreizehn Jahren, die Dünggür in der Hand, den Dienst aufgenommen und ihn zwölf Jahre lang ausgeübt hat, bis sie dann inmitten ihres blühenden, glühenden fünfundzwanzigsten Lebensjahres bei einer Sintflut, die das Land heimsuchte, samt einem schwarzen Lamm und einer weißen Hündin geopfert wurde – von ihresgleichen, von solchen, die auf der unsichtbaren Leiter am Turm des Ruhmes um einige Sprossen niedriger standen als sie. Die Fluten seien dann, wird berichtet, sogleich ins Stocken gekommen. Wie dieses ausgesehen habe, wird nicht gesagt: am gleichen Tag oder in der gleichen Stunde oder gar wirklich sogleich nach dem Säbelfall? Doch wie es auch gewesen sein mochte, wir Nachfahren, die wir uns allmächtig, da allwissend wähnen, haben für eine solche Legende nicht viel übrig.

O weh, ich sehe, die junge Person, die gerade dabei ist, unbekümmert den schweren Sack ihres zweifelhaften Schicksals durch die winterlich-nächtliche Steppenödnis zu schleppen

und sich so den ersten entscheidenden Hauch des Wohlwollens der Leserschaft verdient, muss ich allzu bald entlassen, was mich zu einigen voreiligen Aussagen zwingt, so sehr ich dessen bewusst bin, es könnte den Erzählfluss stören, hierzustellen, und der Erzählung schaden, letzten Endes.

All ihr Schamanen, die ihr seit Jahrtausenden und -hunderterten Asche seid und Staub: Seid verflucht! Seid es alle, ihr Ehrlichen wie die Unehrliehen, die ihr euch vom Leid des Volkes habt ernähren können wie die Hunde vom Aas, wie die Fliegen vom Kot! Und sei verflucht und verdammt auch du, Ökpesch. Tu etwas, berühmteste Schamanin, die du ehrlich und begnadet und gütig warst! Sei es zuvörderst wegen deiner Ehrlichkeit! Denn sie war fehl dort, wo der runde Schädel überhalb der Spinnarme und der Stelzbeine den Betrug als reibungsminderndes und schmerzlinderndes Schmiermittel im Verkehr nicht nur mit den Artgenossen, so auch mit allen oberen und unteren Wesen erkannt und alle Teile des Körpers veranlasst hatte, davon so viel auszusondern wie ihnen die Macht gerade reichte; du mit deiner Ehrlichkeit hast den Herdenfrieden gestört, bis es damit endete, dass du abgeschlachtet wurdest. Sei es dann auch wegen deiner Begabung: Denn die Hoffnung, die du dem Bedrängten ins Herz setztest, rächte sich am Ende umso grausamer jedes Mal, da du jenen dem Tod doch nicht zu entreißen vermochtest! Und sei es schließlich wegen deiner Gütigkeit: Damit mochtest du wohl bei den Schafen und Tauben ankommen, aber nicht bei den Wölfen und Geiern, die mit dir Zeit und Raum teilten – für jene warst du Billigfraß!

So sei dreifach verflucht und verdammt, aber verzeih und versteh mich, du Schwester, Vorgewebe so mancher Zellen meines Fleisches und Hirnes: Ich friste meine Zeit, in eine Welt hineingezwängt, in der kein Platz für eine Entfaltung jener Zellen ist. Um mich herum knallen Peitschen und klappern Scheren, und Rudel von Wölfen und Schwärme von Geiern umlagern längst auch mich. Ich möchte aber leben und suche

nach Umwegen, um zur Blüte zu gelangen und meine Früchte reifen zu sehen. Dabei will ich von dir lernen, ja, ich darf keinesfalls fehltreten, wie du es getan hast. So muss ich dich vorzeitig entlassen aus der Geschichte, die in deiner Lebzeit geschehen, sich jedoch aus der Asche der Zeit zu erheben und in mein Leben hineinzustricken droht. Ich fürchte mich vor deiner Macht und davor, du könntest mich mit deinem Ur- und Wahnsinn anstecken und den Weg vor mir verstricken und verheddern. Lieber will ich die Zügel in der eigenen Faust halten und mich allein auf Messers Schneide bewegen...

Irgendwann verlor die Schamanin das Hufgetrappel aus dem Gehör, irrte, keifend und schluchzend, noch lange in der Steppe umher und kehrte schließlich zurück. Und wie sie vor die Spitzhütte trat, wurde sie den Mond gewahr, der muckslüftchenstill, doch flammend hell und immer noch unbarmherzig hoch am Himmel stand. Da erwachte sie und verfiel sogleich wieder in die Müdigkeit, die ihren Körper bis in alle Ritzen des Fleisches und die Röhren der Knochen zu füllen schien. Und sie singsängelte mit rauer Stimme und baumelndem Kopf:

Hätt ich dich, ach,  
über diese Nacht  
noch gebracht.  
Dann wärest du,  
Verhängnisvolle,  
meine endlich ...

Dass die Wöchnerin die Nacht nicht überleben würde, das wusste auch die andere Frau, die keinerlei übermenschliche Fähigkeiten für sich beanspruchte, die Nichtschamanin. Und so geschah es auch. Der Tod kam, noch bevor der Mond den Himmelsrand erreicht hatte. Daran war nichts Sonderbares,

denn es entsprach der Erwartung, musste allzu sehr der Dinge rechter Lauf gewesen sein. Sonderbar war nur Folgendes.

Die Sterbende erlangte im letzten Augenblick noch einmal das Bewusstsein. Ihr Blick, der matt und haltlos umherirrte, blieb schließlich an dem Bündel haften, das den Unglückswurm enthielt. Dabei schien er, dieser letzte Blick der gehenden Mutter, dem Bündel einen unsichtbaren Schlag zu versetzen, denn es regte sich ruckartig, und ein unkindlicher, unmenschlicher Schrei entfuhr ihm. Die Augen der Mutter liefen über, die Lippen bewegten sich. Kein Laut war dabei zu hören, aber man verstand, es waren Worte und galten ihrem Kind, das sie gleich am Anfang des verstrickten Lebensweges verlassen und dem elenden Hüttendasein zurücklassen musste. Dieser letzte nasse Blick, diese letzte stumme Lippenbewegung – und dann der letzte Atemzug, der weit ausholte, lediglich aus dem langen Einzug bestand und in ein Röcheln überging. Dann Stille. Das war der Teufel mit dem anderen Namen Tod, den zu verscheuchen die Schamanin vergebens versucht hatte. Nun war er beim angepeilten Ziel angekommen und hatte sich niedergelassen und konnte sich ausbreiten längs und quer in dem überwundenen Körper, um aus ihm hinauszutreiben die Bewohner: den Geist und die Seele samt der Hitze und dem Licht.

Die Schamanin, abermals unrühmlich besiegt in der ungleichen Schlacht, zog sich stumm zurück und machte sich an die nächste Arbeit, die ihr zufiel: die Entfernung des toten Körpers. Sie suchte Lumpen aus und hüllte den Leichnam in ihnen ein. Dann legte sie die rundliche lumpenweiche, steinschwere Last in einen Korb und trug sie auf dem Rücken, so wie man Dung trug, und begab sich in die Steppe. Das ist eben mein Schicksal, dachte sie ergeben, sang dabei leise und weinte still.

Keine andere Menschenseele war in der Nähe. Das Mondneujahr war angebrochen, so dass alle, die es nur konnten, die Winterbleibe verlassen hatten und in Richtung der Sommer-

weide gezogen waren. Für die Spitzhütte wie auch für die benachbarte Jurte hatten die Lastochsen nicht ausgereicht, und man hatte sie zurückgelassen mit dem Versprechen, man würde, sobald die Tiere ausgeruht wären, welche zurückschicken. Der Mann der Jurte war mit davongezogen, um diese dann nachzuholen. Dass die Schamanin zurückblieb, das hatte sich so ergeben, wie so oft, wenn die Not jemanden heimsuchte – die junge Person mit dem sonnigen Wesen hat plötzlich dagestanden, das sperrige Gepäck über der Schulter. Wo aber blieb die Jurtenfrau jetzt? Sie war mit dem Kind beschäftigt oder besser: Es hatte sich ihrer bemächtigt. Die vorhergehende Schilderung in der Hütte war lediglich die eine, und zwar die tote Hälfte dessen, was dort vor sich gegangen war. Die andere, lebendige Hälfte hatte in dem Augenblick, in dem der letzte gierige Blick der sterbenden Mutter das Kind traf, so ausgesehen, als ob er ein Peitschenhieb, mehr noch, eine Feuerflamme wäre, die blieb – da schien sich das schmatzende Bündelchen, das sich bis dahin als unglaublich geduldig, ja geradezu verständig erwiesen hatte, mit einem Schlag in ein kreischendes und bockendes Teufelchen zu verwandeln. Und es wollte und wollte sich nicht wieder beruhigen, das genaue Gegenteil, es gebärdete sich immer wilder und entwickelte eine solche Widersetzlichkeit, die man einem Neugeborenen unmöglich hätte zutrauen können. Das Teufelchen erwuchs wohl schnell zu einem Teufel, von dem man nicht mehr wusste, was tun und wie sein. Und der schien sich dem Lauf des Schicksals unter restlosem Einsatz seines klitschejungen Leibes und flämmchendünnen Lebens zu widersetzen. Jedenfalls vermochte er durch sein Getolle und Getobe die erwachsene Frau so einzuschüchtern, dass sie von dem weiteren Schuftent der Schamanin nichts mehr wahrnahm und lediglich das ins Bein und Mark dringende Schreien hörte und all ihr Tun und Trachten einzig darauf richtete, das unkindlich, unmenschlich wilde Wesen zum Schweigen und Ruhen zu bringen: Bald nahm sie das Bündel in den Arm und schwenkte es, bald legte

sie es weg und bückte sich darüber, steckte das an einem Ende weich- und leergelutschte Hammelschwanzfett in den aufgesperrten Rachen; dabei keuchte und zitterte und schwitzte sie selbst.

Die Schamanin kam zurück und brachte die Frau, die schon nichts mehr begriff, und das längst schweißdurchnässte, doch immer noch bockende Bündel in die Jurte. Dann machte sie Feuer, legte das Kind, einen Jungen, trocken und wollte es aus einer Hornflasche säugen. Aber es war keine Milch da, Milch war rar um diese Jahreszeit. Es gab Schneewasser, es gab erkalteten Kräutertee und ebenso erkaltete, abgestandene Fleischbrühe. Nun füllte man die Hornflasche, welche hungrigen Lämmern und Zicklein das Muttereuter zu ersetzen hatte, mit einem aufgewärmten Gemisch und versuchte, das Notgetränk an den Notleidenden zu bringen: kitzelte Lippen und Zunge mit der Zitze der Flasche, ließ es darauf tröpfeln – aber vergebens: Der Unglückswurm widersetzte sich dem mit allem, worüber er verfügte, und schrie und bockte nur noch schlimmer. So schien ihm jegliche Hilfe überflüssig – das wusste man von widerspenstigen Lämmern, die es verstanden, den Hungertod zu sterben, ohne auch nur einen Schluck von der warmen Muttermilch, die ihnen ins Maul rann, zu schlucken. Es gab aber keine Muttermilch, auch keine fremde, es gab lediglich die lauwarne Lauge von Kraut und Fleisch mit dem wohl eher wässerigen als würzig-saftigen Geschmack. Das Kind allein hatte doch die erste Nahrung zu sich genommen – hatte doch an dem Schwanzfett gelutscht? Diese Überlegung ließ die Schamanin abermals die Handlung eines bösen Geistes wittern; nun galt es, gegen diesen aufzutreten, ihn davonzujagen und so wenigstens das Kind zu retten, das mit der Zeit wachsen und die Lücke schließen würde, die durch den frühen Wegfall der blutjungen Mutter im Leben entstanden war. Also zog sie sich alsbald um, nahm die Dünggür in die Hand und begann, den Kampf wieder aufzunehmen. Erst stand sie sinnend, mit hängendem Haupt, dann richtete

sie es langsam auf und fing an, in hellem Glucksen schnell hintereinander zu gähnen, bis es in ein langgezogenes, lautes Quecksen mündete wie bei einer ausgehungerten, erschöpften Wölfin. Nach diesem letzten Laut schlug sie ein paar Mal aus ganzen Leibeskräften auf die Dünngür ein, hob die Faust mit dem Schlegel starr gen Himmel, harrte einige Herzschläge lang in dieser Haltung und stürzte sich dann mit einem Mal lärmend in den Kampf. Und es war ein schwerer und eiliger Kampf angesichts des nahenden Tagesanbruchs. Zu ihm gehörten das Anzünden der Hütte, das Wegzehren von einem Trog Schnee in gezählten Augenblicken und das Davonquirlen erst um den Jurtenherd, dann um die Jurte selbst und schließlich um den Ail. Sie kam am Ende herangesaust, stürzte über der Jurtenschwelle hin und blieb liegen. Schaum quoll ihr aus dem Mund.

Die in Schlummer Verfallene glaubte um sich herum Stimmen zu vernehmen, die sie Teufeln zuschrieb. Ich bin nicht gut genug als Schamanin, dachte sie bedrängt, denn der Sinn blieb ihr verschlossen, so sehr das Lautgewirr ihr auch immer näher zu rücken schien. Dann nahm sie Gesichter wahr, die ihr recht menschlich vorkamen. Es waren Menschengesichter, aber von wildfremden Menschen. Sie waren zu dritt und standen in einigem Abstand. Zuerst hielt sie alle für die Gleichen, nach und nach aber merkte sie, dass der eine weniger fremd war als die beiden anderen, doch sollte es ihr bis zuletzt verschlossen bleiben, mit wem sie es zu tun hatte.

Die Schamanin erhob sich und sah in der Ferne eine ganze Karawane von beladenen Kamelen und dampfenden Pferden unter Sätteln, und ihr wurde schwindlig vor Freude. Schnell kehrte Blut in ihr erschöpftes Gesicht zurück. Und die Fremden, die in der Daliegenden die gefährliche Pest befürchtet hatten, bereit, jeden Augenblick umzukehren, merkten dies und tauschten erleichtert Worte miteinander. Zuerst trat der weniger fremd Wirkende näher, betrachtete sie aufmerksam und sprach sie schließlich an. Die Angesprochene, ohnmäch-

tig der fremden Sprache, lächelte gequält und schüttelte heftig den Kopf. Das sahen die aus der Entfernung Beobachtenden und folgerten: Nein, eine Krankheit hatte sie nicht! Umso merkwürdiger war jedoch, dass kein sprachliches Verständnis möglich war – dann mussten sie hier in einem ganz anderen Land gelandet sein! Jetzt gingen sie auf die seltsame Gestalt zu und fingen an, sie aus nächster Nähe zu beäugen, so wie man einen seltenen Gegenstand betrachtet. Da wurde es der Schamanin erneut schwindlig, diesmal vor Scham und Angst.

Unterdessen schrie das Kind weiter. Nur war es mittlerweile ein anderes Schreien, denn es war nun entkräftet, die Stimme brach zwischendurch und blieb immer länger weg. Die ältere Frau musste blöd geworden sein. Sie stand, die Filzklappe über dem Kopf, starr und stumm in der Tür. Man verfuhr mit Zeichen und Winken und konnte sich schließlich etwas verständigen. Die Ankömmlinge sahen, was Not tat. Einer von ihnen, der Mächtigste zweifelsohne, schritt eine Weile, vor sich hin nickend und summend, auf und ab. Dann aber blieb er plötzlich stehen, drehte sich jäh zu dem um, der ihm nah stand und auch sonst immer, schattenhaft, seine Nähe gesucht hatte, und linste ihm ins Gesicht. Dieser sah vor sich, hauchnah, die zu zwei schmalen Schlitzen zusammengestregten Augen und den Lichtstrahl, der, messerflach und blitzend zu ihm hinzielte, und begriff, dass jener einen guten Einfall hatte. Ja, das begriff er, der Schatten, und vergaß dabei nicht, sogleich ihm zurückzublinzeln, er habe verstanden und sei mit ihm auch eins.

Ermuntert durch das Zeichen, das nun auch eine pflichtmäßige Bewunderung enthielt, ging der Mächtige zügig an die Arbeit: Er ließ sich die Satteltasche bringen und betrat damit die Jurte, während alle anderen auf seinen Wink hin draußen blieben.

Die Sonne stieg nur zögernd. Der Himmel war blass und wellig. Die letzten Reste der Schleierwolken, die sich unter dem nahenden Sonnenfeuer aufgelöst hatten, die strichartigen Dunst-